

Archäologie in Basel 1980

Autor(en): Rolf d'Aujourd'hui

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1980

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0e9fa9eb-2bce-48ea-a861-f7eb86fdc6f9>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

ARCHÄOLOGIE IN BASEL 1980

Trotz dem angekündigten Baustopp während der G 80 wurde in unserer Stadt zwar etwas weniger auffällig, aber dennoch intensiv genug gebaut, um die Equipe der Archäologischen Bodenforschung das ganze Jahr über in Trab zu halten. Dabei beginnt sich im Jahr 1980 eine Schwerpunktverlagerung vom Münsterhügel hinunter in die mittelalterliche Talstadt abzuzeichnen. Es ist deshalb kein Zufall, wenn die für das Stadtbuch getroffene Auswahl an neuen Bodenfunden grösstenteils aus dem Mittelalter und der Neuzeit datiert¹.

In unserem Querschnitt möchten wir zweierlei zeigen: einmal, dass Archäologie auch in historischer Zeit eine unentbehrliche Methode zur Rekonstruktion des Geschichtsbildes darstellt; zum andern, dass bei einer <funktionalistischen> Betrachtungsweise eine Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart entstehen kann². In diesem Zusammenhang ist an die sogenannte industrielle Archäologie zu erinnern, die in angelsächsischen Ländern bereits seit längerer Zeit mit Erfolg praktiziert wird³. Die beiden Beispiele aus der Neuzeit in diesem Aufsatz mögen als Ansätze in dieser Richtung betrachtet werden.

Unabhängig von der Zeitstellung und dem wissenschaftlichen Wert archäologischer Entdeckungen besteht immer ein Bezug zur Gegenwart – so paradox das klingen mag –, da es letztlich immer um den Menschen geht. In unserer Stadt umgibt uns historische Substanz täglich in reichem Ausmass. Die Bedeutung

dieser Umgebung wird uns meist erst dann mehr oder weniger bewusst, wenn Veränderungen eintreten, die wir in vielen Fällen als Verlust erleben. Oft halten wir dabei an Äusserlichkeiten, wie an einer alten Fassade oder einer Farbgebung, fest, weil wir den Entwicklungsprozess, der seit Generationen hinter den Fassaden stattfindet, auf den ersten Blick gar nicht erkennen, geschweige denn aufhalten können. In dieser unbefriedigenden Situation kann mittels archäologischer Untersuchungen oft eine Brücke geschlagen werden.

In der Archäologie geht es um die Entwicklung des Menschen, seiner Kultur oder in unserem Fall einer Stadt, die in Relation zu ihrer Umwelt möglichst ganzheitlich erfasst werden soll. Damit wird die Geschichtlichkeit des Menschen über die schriftlichen Überlieferungen hinaus auch materiell fassbar. Es sind Produkte des Menschen, Geräte, Behausungen, in manchen Fällen auch seine sterblichen Reste, die uns hier mitten im hektischen Treiben einer Grossstadt begegnen können. Solche Begegnungen auf einer Baustelle werden zu Momenten der Besinnung. Hier können sich Fenster öffnen, die uns gestatten, durch die historischen Fassaden hindurch Beziehungen herzustellen zu vergangenen Zeiten; denn Zeugnisse der materiellen Hinterlassenschaft unserer Vorfahren, die uns so in vertrauter Umgebung unvermittelt begegnen, regen unbewusst zu Vorstellungen über deren Leben an, auch wenn die Grabungsbefunde

einer allgemein verständlichen Übersetzung durch den Fachmann bedürfen. In solchen Momenten setzt eine Betroffenheit ein, die letztlich in der uralten Frage nach dem «Woher und Wohin» des Menschen gründet. Auf diesem Hintergrund sind schliesslich die Faszination und das Interesse weiter Kreise der Bevölkerung für Archäologie verständlich.

Eine lange Siedlungstradition bei St. Alban

In eindrücklicher Weise illustrieren verschiedene Sondierungen rund um die St. Alban-Kirche die Bedeutung topographischer Faktoren für die Wahl einer Siedlungsstelle⁴.

Bereits in den 60er Jahren wurden östlich des Turms der St. Alban-Kirche Siedlungsschichten aus der Urnenfelderzeit um 1000 v. Chr. und ein quadratischer Schacht mit Trockenmauerwerk, von den Ausgräbern als Quelfassung gedeutet, nachgewiesen⁵. Neu ist die Er-

kenntnis, dass im St. Alban-Tal auch eine römische Siedlung gelegen haben muss; davon zeugen römische Funde, die allerdings vermischt mit urnenfelderzeitlichen und mittelalterlichen Scherben an verschiedenen Stellen geborgen werden konnten. Die Lage von St. Alban, an der letzten flachen Uferstelle vor dem Münsterhügel, lässt uns hier an ein Fischerdörflein als Ländestelle für die Siedlung auf dem Münsterhügel denken, zumal die Strömungsverhältnisse für Fischerei und Schifffahrt ideal sind (Abb. 1).

Ob dem Ort bereits in römischer Zeit eine kulturelle Bedeutung zukam, bleibt offen⁶. In

Abb. 1. Ausschnitt aus einem topographischen Plan von Basel im frühen Mittelalter (6. bis 10. Jahrhundert). 1 = Gräberfeld Aeschenvorstadt, 2 = Gräber am Luftgässlein, 3 = Gräber bei St. Theodor, 4 = St. Alban-Kirche. Zeichnung: H. Schaub / M. Zimmer.

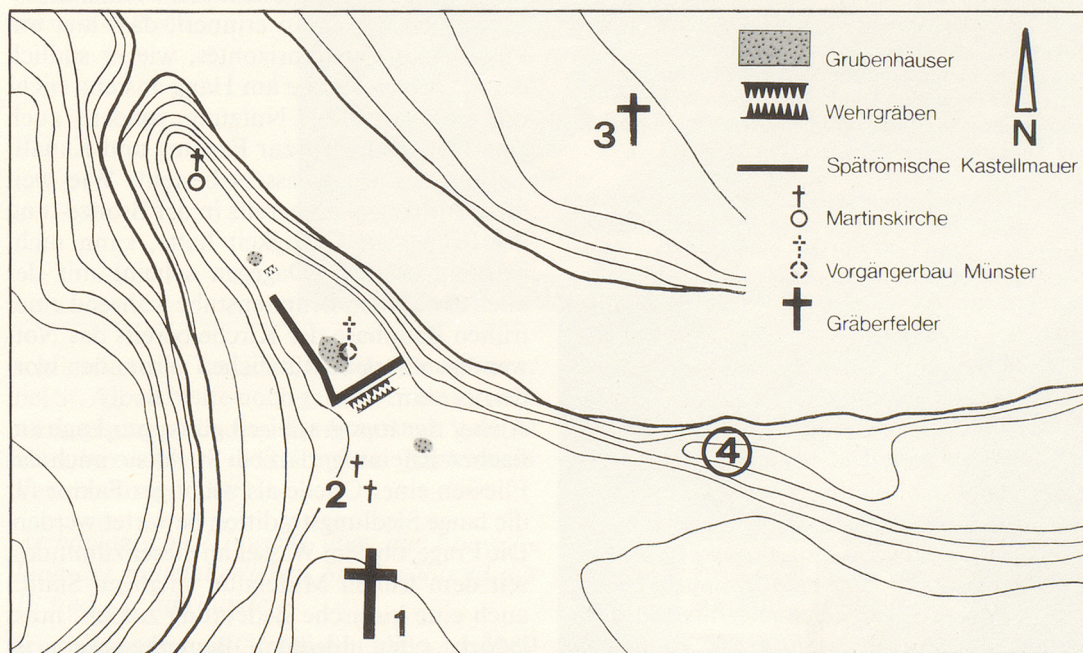
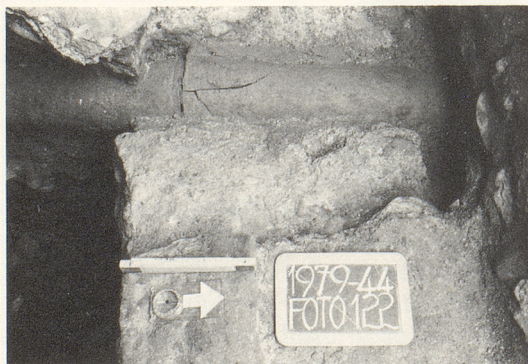




Abb. 2. St. Alban-Kirche, Grabung 1979/80 im südlichen Kreuzgangflügel: Das mächtige Fundament eines Turms ragt aus der Fundamentzone der nördlichen Aussenmauer der Kirche hervor. Im Hintergrund ist ein Stück der Tonröhre (siehe Abb. 3) erkennbar, die in eine «Brunnenstube» mit Tonnengewölbe (oben rechts) mündet.

Abb. 3. St. Alban-Kirche, Grabung 1979/80 im südlichen Kreuzgangflügel: Zwei Tonröhren mit Fuge, eingebettet in einem weichen Lehm und fest ummauert. Die Leitung führt rechts in die «Brunnenstube».



diesem Zusammenhang ist an zwei wohl aus Gräbern stammende Fussringe aus der Frühlatènezeit (um 400 v. Chr.) zu erinnern, die zu Beginn dieses Jahrhunderts im St. Alban-Tal gefunden wurden⁷. Fest steht, dass an dieser Stelle seit dem frühen Mittelalter eine Kirche stand. In der jüngsten Grabung konnten zwei mächtige Turmfundamente einer stattlichen Kirchenanlage aus dem ersten Jahrtausend nachgewiesen werden⁸ (Abb. 2).

Ebenfalls noch aus der Zeit vor dem Bau des romanischen Klosters, das ins 11. Jahrhundert datiert wird⁹, stammt eine «Brunnstube», die bei den Renovationsarbeiten am Kreuzgang freigelegt wurde. Der mit einem Tonnengewölbe überdachte enge Raum ist durch drei Tonröhren mit einem gemauerten Wasserkanal verbunden. Dieser führt unter der in ihren Fundamenten romanischen Kirche hindurch¹⁰ (Abb. 3). Als im Frühling 1980 eine Drainageleitung ausgewechselt werden musste, wurden wir daran erinnert, dass hier am Fusse eines Quellhorizontes, wie er südlich der St. Alban-Kirche am Hang ansteht, nicht nur ein Anreiz zur Nutzung, sondern auch eine Notwendigkeit zur Fassung und Kanalisierung des Hangwassers besteht. Wie weit diese Abhängigkeit bereits in der Bronze- und der Römerzeit Gültigkeit hatte, kann nicht beurteilt werden. Dagegen scheint mit der oben erwähnten Brunnenstube während einer frühen Bauphase der Kirche bereits das Notwendige mit dem Nützlichen verbunden worden zu sein.

Ausser der topographisch günstigen Lage am flachen Rheinufer darf bei St. Alban auch das Fliessen einer Quelle als wichtiger Faktor für die lange Siedlungstradition bewertet werden. Die Frage, ob dem Wasser an dieser zumindest seit dem frühen Mittelalter «heiligen Stätte» auch eine kultische Bedeutung zukam, muss jedoch offen bleiben. Bemerkenswert ist

Abb. 4. Pfeffergässlein 6, Grabung 1980: Eine dichte Abfolge von verbrannten Holzböden über feuergeröteten Lehmestrichen. Die Bauten stammen aus dem 12. Jahrhundert.

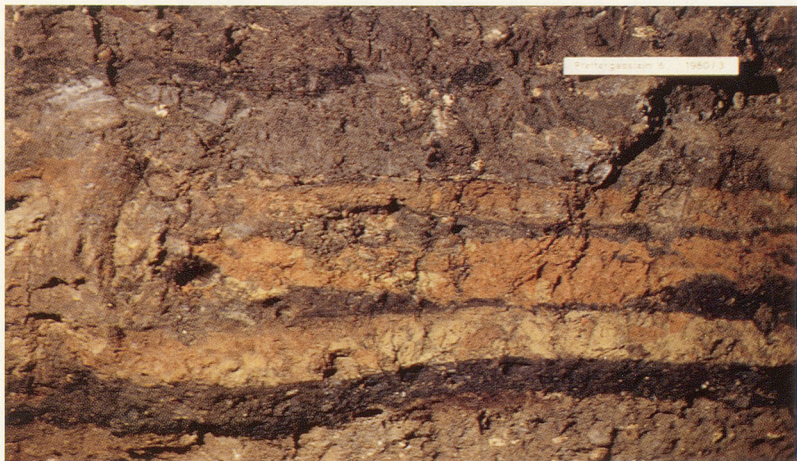


Abb. 5. Pfeffergässlein 6, Grabung 1980: Neben einer Feuerstelle lagen zwei ganz erhaltene Krüge mit Ausguss aus dem 12. Jahrhundert (Rekonstruktion der Fund-situation im Profil).



schliesslich die Tatsache, dass das Hangwasser bei St. Alban heute noch gefasst, in ein Brunnenwerk gepumpt und in die Innerstadt geleitet wird, wo es bis in diese Tage als Trinkwasser Verwendung findet¹¹.

Archäologische Hinweise über die Entwicklung der mittelalterlichen Stadt während des 11. und 12. Jahrhunderts

Sondierungen und Grabungen, die auch 1980

wieder als Folge von Sanierungsarbeiten notwendig wurden, gestatten, die archäologisch und historisch bisher nur unvollständig dokumentierte Zeitspanne zwischen dem 10. und dem 13. Jahrhundert allmählich besser zu erfassen¹². Gerade diesem Zeitabschnitt kommt stadtgeschichtlich eine besondere Bedeutung zu, werden in dieser Epoche doch alle jene Voraussetzungen geschaffen, die sich schliesslich im 13. Jahrhundert baugeschichtlich als

wahrer «Boom» in Gründungen von Kirchen und Klöstern, steinernen Wohnbauten, Stadtbefestigung und Rheinbrücke äussern.

Heute dürfen wir feststellen, dass die Siedlung im ausgehenden 1. Jahrtausend zu Recht als «untere Talstadt» bezeichnet wird, denn aus dieser Zeit sind bisher, mit Ausnahme des Münsterhügels, nur Siedlungsreste vom Talboden und vom Hangfuss des Birsigtals bekannt¹³. Bereits im 11. Jahrhundert scheint jedoch die Talkante südwestlich der Stadt am Plateaurand besiedelt worden zu sein. Davon zeugen unter anderem Funde in den untersten Lehmschichten am Hang, die im Laufe der Zeit abgeschwemmt wurden. Die Besiedlung des Hangs setzte erst deutlich im ausgehenden 11. und im 12. Jahrhundert ein. Aus dieser Zeit kennen wir bereits an mehreren Stellen Aufschlüsse mit einer dichten Abfolge von verbrannten Holzböden von einfachen Holzbauten mit den dazugehörigen Feuerstellen. Abb. 4 zeigt ein solches Beispiel vom Pfeffergässlein 6.

Von den Bränden stark gerötete Lehm-Estriche, die als Unterlage für die Holzbretter gedient haben, wechseln in rascher Folge mit Aufschüttungen, die Schuttbestandteile der abgebrannten Bauten, wie verbrannten Wandlehm, enthalten.

Während des 12. Jahrhunderts dürfte der Talhang mit gehöftartigen Zellen erschlossen worden sein. Innerhalb der wohl auf terrasiertem Gelände errichteten «Gehöfte» treten bald, bereits im 12. Jahrhundert, erste Steinbauten zusammen mit Holzbauten auf. Obwohl die Brände zum Teil recht bedrohlich gewütet haben dürften, zeichnen sich nirgends eigentliche Katastrophensituationen ab. Einzig im Pfeffergässlein 6 lagen zwei ganz erhaltene Krüge neben einer Feuerstelle (Abb. 5). Allerdings zeigen die Gefässe keinerlei Schäden durch Brandeinwirkung, so dass auch hier

kaum auf eine überraschende Katastrophe, in der Hab und Gut verloren ging, geschlossen werden kann.

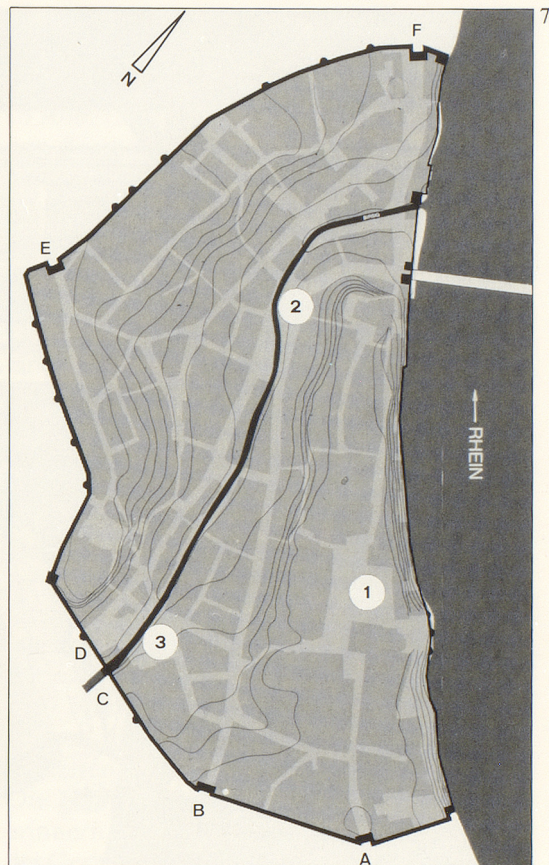
Die Ausdehnung der Stadt wurde in den Abb. 6 und 7 dargestellt, wobei beim derzeitigen Forschungsstand offenbleiben muss, ob es sich bei der auf Abb. 6 nicht besiedelten Zone zwischen innerer Stadtbefestigung und unserer Siedlungsgrenze um eine Siedlungs- oder um eine Forschungslücke handelt¹⁵.

Ein frühmittelalterliches Gräberfeld bei St. Theodor

Bereits in der Mitte des letzten Jahrhunderts wurden bei St. Theodor frühmittelalterliche Gräber beobachtet¹⁶. Nachdem aus Anlass von Leitungsbauten 1979 und 1980 in der Rebgasse und der Kirchgasse vier weitere Bestattungen angeschnitten wurden¹⁷, verdient dieser Friedhof, der zeitlich zu den bekannten Basler Gräberfeldern, wie Bernerring, Kleinhüningen und Gotterbarmweg, passt, vermehrte Beachtung. Grabtypen und Beigaben lassen auf eine Zeitstellung ins 7. und ins 8. Jahrhundert schliessen¹⁸ (Abb. 1). Bis heute sind insgesamt rund 20 Gräber bekannt. Das Gräberfeld gehörte zum Dorf Niederbasel, das erstmals 1084 erwähnt wird. St. Theodor lag am südlichen Rand des Dorfes und wird 1101/1103 aktenkundig, als Bischof Burchard von Fenis die Kirche dem Kloster St. Alban vermachte¹⁹.

Glockenguss auf dem Münsterplatz

In zwei parallel nebeneinander verlaufenden Leitungsrinnen wurde zwischen dem Kastanienwäldchen beim Pisonibrunnen und dem nördlichen Seitenschiff des Münsters eine auffällige Struktur beobachtet. In beiden Rinnen zeichnete sich ein rund 4 m breiter und 3,5 m tiefer Block aus einem dichten gelben Lehm ab. Erst nach langem erfolglosem Rätseln kam

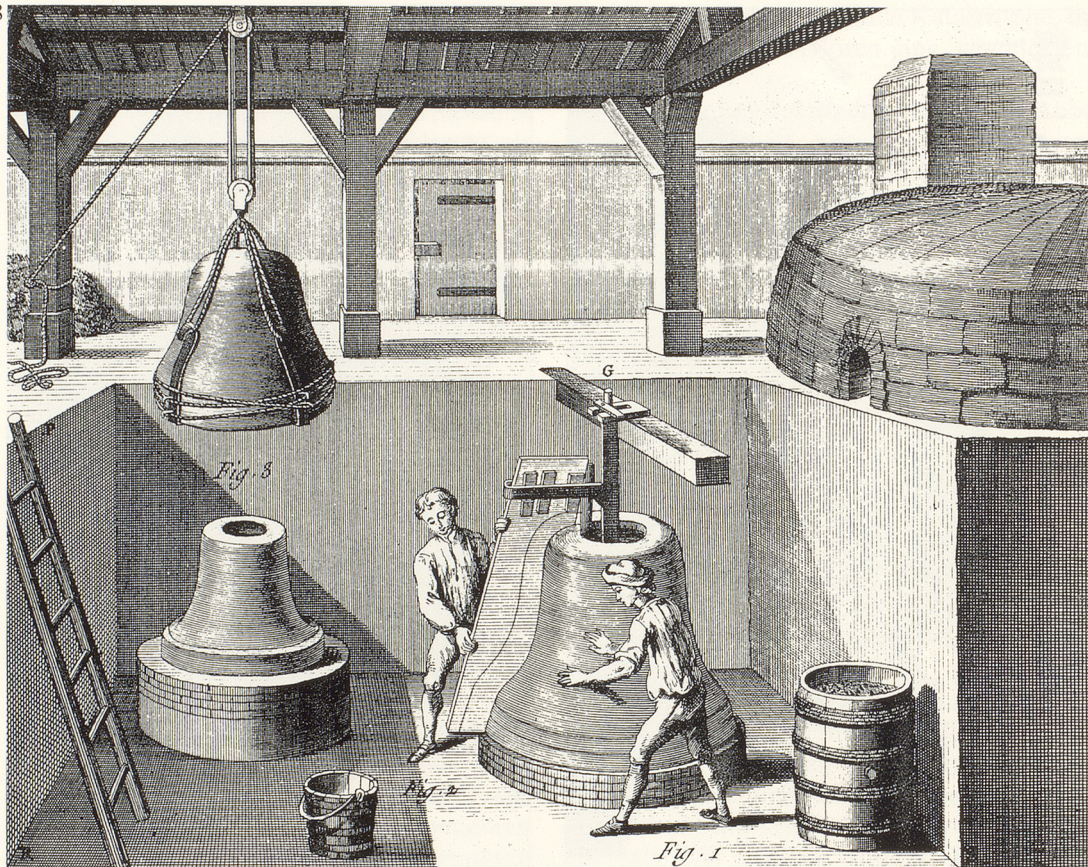


uns angesichts eines Kerns aus konzentrischen Brandringen, die sich als rot und schwarz verbrannte Kreise vor der nördlichen Profilwand abzeichneten (Abb. 9), die Erleuchtung, es könnte sich dabei um eine Glockengussgrube handeln²⁰ (Abb. 10). Diese Assoziation entsprang dem spontanen Bewusstsein alter Schulweisheit, denn die konzentrischen Kreise in der Lehmgrube lösten längst vergessen geglaubte Erinnerungen an Schillers Lied von der Glocke aus: «Festgemauert in der Erden steht die Form, aus Lehm gebrannt . . .»; für einmal eine willkommene

Abb. 6. Ausdehnung der mittelalterlichen Stadt im 11./12. Jahrhundert. 1 = Münsterplatz, 2 = Marktplatz, 3 = Barfüßerplatz. A = Mauer auf Burg (Mauerwinkel des spätrömischen Kastells), B = Graben Rollerhof, C = Graben Baumleingasse (A–C = Grenzmarken der Bischofsstadt auf dem Münsterhügel), D = Stadtmauer des Bischofs Burchard von Fenis (11. Jahrhundert), E = St. Leonhard, F = Turmfundament, bezeugt Umbau an der Peterskirche.

Abb. 7. Die mittelalterliche Stadt im 13. Jahrhundert, begrenzt durch die innere Stadtmauer (erste Erwähnung um 1200): 1 = Münsterplatz, 2 = Marktplatz, 3 = Barfüßerplatz. A = St. Albanschwibbogen (Kunostor), B = Aeschenschwibbogen (Eschemars Tor), C = Wasserturm, D = Eselturm, E = Spalenschwibbogen, F = St. Johansschwibbogen (Kreuztor).

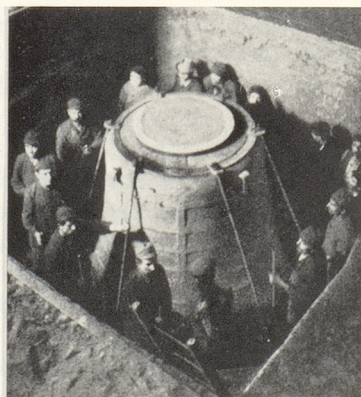
8



9



10



Bestätigung, dass das mühsame Auswendiglernen von Gedichten selbst für Archäologen nicht ganz umsonst war. In der dichten Lehm-packung fanden sich ausser Resten eines unbestimmbaren erdigen, verbrannten Materials, das von der «falschen Form» stammen dürfte, zahlreiche Bronzeklumpchen – eine untrügliche Bestätigung unserer Deutung (Abb. 8).

Offensichtlich wurde hier an Ort und Stelle, unmittelbar neben dem Georgsturm, eine der Münstererglocken gegossen, die möglicherweise heute noch die Stunden schlägt.

Eine Gerberwerkstatt am Gerbergässlein

Für sich selbst spricht schliesslich ein aus der Neuzeit datierender Befund am Gerbergässlein 14. Hier wurden wenig unter dem heutigen Boden Mörtelabdrücke von insgesamt 8 Gerberbottichen freigelegt²¹.

Deutlich sind im glattgestrichenen Mörtelmantel der Bottiche Fasern von Eichenbrettern zu erkennen. Horizontal verlaufende Rillen zeugen von Haselruten, die, stellenweise mit Seilen umwickelt, die Fassdauben zusammengehalten haben²². Besonders deutlich kamen diese Abdrücke in dem auf Abb. 12 abge-

bildeten Negativ eines ca. 160 cm breiten und 110 cm tiefen Bottichs zum Ausdruck. Offensichtlich wurden hier hölzerne Fässer von der in Abb. 13 dargestellten Art in den gewachsenen Kiesboden eingemauert.

Von besonderem Interesse ist die Lage der Werkstatt, unmittelbar am Rümelinbach, die genau der auf Abb. 11 gezeigten Situation entspricht. Wie auf dieser Vorlage wurde «das zum Himmel stinkende» Gewerbe auch am Gerbergässlein 14 im Freien, das heisst unter einer Laube am Ufer des Kanals, ausgeübt. Der Rümelinbach muss bereits im 13. Jahrhundert in Binningen vom Birsig abgezweigt und als Gewerbekanal durch das Steinenbachgässlein entlang dem Gerbergässlein auf den Marktplatz geführt worden sein²³.

Der erste schriftliche Hinweis auf eine Gerberei geht in der genannten Liegenschaft auf den Gerber Johan von Luter zurück und datiert aus dem Jahr 1351. In der Folge fanden verschiedene Handwechsel unter Gerbern statt. 1559 wird unter anderem vom Verkauf des Hauses mit Hofstatt samt Gärtlein und gemauerten Gerberkesseln berichtet²⁴.

Die Namen Gerbergasse und Gerbergässlein erinnern uns daran, dass hier die Werkstätten der Gerber dicht beisammen lagen, so wie dies heute noch in vorindustriellen, handwerklich strukturierten Gesellschaften, etwa in Nordafrika, beobachtet werden kann. Bereits im 13. Jahrhundert schlossen sich die Gerber zu einer Zunft zusammen. Das ehemalige Zunfthaus stand beim heutigen Schuhhaus Fricker am Gerberberg und wird 1294 erstmals aktenkundig²⁵. In dieser Zeit – nämlich um 1291 – wird auch die «Gerberstraze» zum ersten Mal erwähnt. Übrigens klingt dieses alte Gewerbe, das noch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Kleinbasel ausgeübt wurde, auch in den Namen «Lohweg» und «Walkeweg» nach²⁶.

Abb. 8–10: Zur Glockengrube auf dem Münsterplatz:

8. Glockengussgrube nach einem Stich. Zwei Handwerker formen den Lehmkern mit einer Schablone. Darüber wird eine falsche Form aufgetragen. In einem dritten Arbeitsgang wird schliesslich der Mantel erstellt. Der Mantel wird vom Kern abgehoben (wie Fig. 3), die falsche Form abgeklopft. Der Hohlraum zwischen Mantel und Kern entspricht der späteren Glockenform.

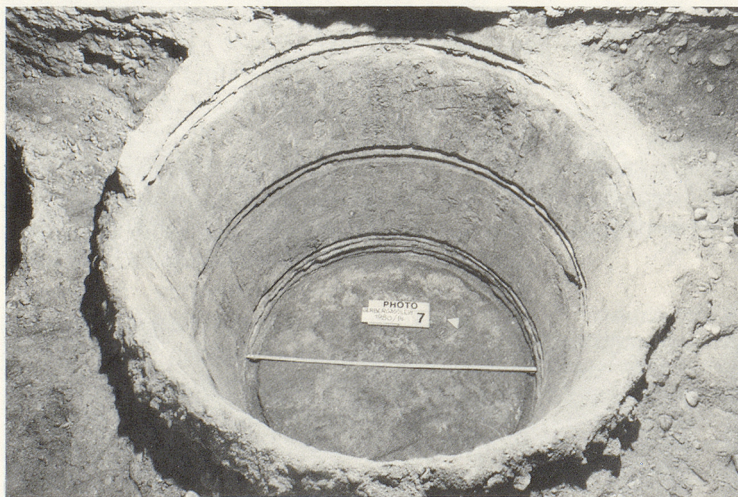
9. Blick in die archäologische Glockengrube. Im Schnitt wird der Kern (aus der Profilwand vorspringend) und ein Luftkanal auf der Grubensohle erfasst. Die Grube, zu beiden Seiten durch anstehenden Kies und ein Mauerwerk begrenzt, war mit einem kompakten gelben Lehm angefüllt.

10. «Eindammen» der Form einer grossen Glocke in einer Gussgrube.

11



12



13



Abb. 11–13:

Zu den Gerberbottichen am Gerbergässlein 14:

11. Eine Gerberei unter einer Laube nach einem alten Stich. Die Situation ist mit dem Befund am Gerbergässlein 14 vergleichbar: Links im Bild die im Boden eingemauerten Gerberbottiche, rechts ein Gewerbekanal (entspricht dem Rümelinbach).

12. Mörtelabdruck eines im Kies eingemauerten hölzernen Gerberfasses. Ausser den Resten von 8 Bottichen wurden auch gemörtelte Pfostenlöcher der dachtragenden Stützbalken freigelegt.

13. Ein Holzfass, wie es im Negativabdruck (Bild links) erhalten ist: Haselruten mit Seilwicklungen halten die Fassdauben zusammen.

Anmerkungen

1 Wir verzichten darauf, ein zusammenhängendes Thema zu behandeln, und versuchen, in einer neuen Form über die Vielfältigkeit archäologischer Aktivitäten zu berichten.

2 Funktionalistisch ist hier im Sinne der dem Ethnologen bekannten Methode des «Funktionalismus» zu verstehen.

3 «Industrial Archaeology». Auch in der Schweiz gibt es bereits erste Untersuchungen auf diesem Gebiet. So wurde unter anderem in diesem Jahr ein «Verein zur Erhaltung alter Handwerks- und Industrieanlagen im Zürcher Oberland» mit Sitz in Bäretswil gegründet. Vgl. den Beitrag «Als die Grosstechnologie begann» im Heimatspiegel, Beilage zum «Zürcher Oberländer», Nr. 4, 1980, von H. Etter, A. Brunner und J. Schneider.

4 Anlass zu den archäologischen Untersuchungen boten drei verschiedene bauliche Eingriffe: Renovationsarbeiten am Kreuzgang auf der Nordseite der Kirche, Kanalisationsleitungen östlich des Chors und Drainageleitungen südlich der Kirche. Die Arbeiten wurden unter der örtlichen Leitung von P. Lavicka durchgeführt.

5 R. Moosbrugger-Leu, in BZ (Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde) 64, 1964, XVII.

6 Vermischt mit römischen Funden wurden in einer Aufschüttung auch Reste von menschlichen Skeletten beobachtet. Diese Knochen zeugen von Bestattungen aus der Zeit vor der ältesten in unserer Sondierung fassbaren Kirchenbauphase. Angesichts der Vergesellschaftung der Skelettreste mit römischen Funden ist die Versuchung gross, diese in die Römerzeit zu datieren. Da jedoch Scherben und Knochen aus einer Aufschüttung, das heisst aus verlagerten Schichten stammen, ist ein solcher Schluss vorläufig nicht zwingend.

7 Mitteilung von F. Müller, der im Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 1981 einen Aufsatz über «Die frühlatènezeitlichen Flachgräber in den Kantonen Basel-Stadt und Baselland» publizieren wird. Die genaue Fundstelle der beiden Ringe ist leider nicht bekannt. In der Sammlung des Historischen Museums ist lediglich das Jahr 1906 und der Fundort St. Alban-Tal registriert.

8 Die bisher bekannten Befunde zur Baugeschichte der Kirche wurden im 3. Band Kunstdenkmäler der Schweiz, Basel 1941, 43 ff., zusammengefasst. In einer Handschrift «Martyrologium Hieronymianum» wird im 9. Jahrhundert von einem «Basilea civitate sancti albanii martyris» berichtet. Man schliesst daraus, dass die Kirche damals bereits Pfarrkirche für den obern Teil Basels gewesen war. 9 1083 wird Bischof «Burchard von Fenis» – die Gründung des Klosters St. Alban zugeschrieben.

10 Tonröhren dieser Art sind bisher aus der Basler Gegend im Mittelalter nicht bekannt.

11 Vgl. K.A. Huber, Die Basler Wasserversorgung von den Anfängen bis heute in BZ 54, 1955, 104.

12 Die Grabungen wurden unter der örtlichen Leitung von P. Lavicka und M. Eckling durchgeführt. Eine erste zusammenfassende Publikation ist für den Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung in der BZ 80, 1980 vorgesehen.

13 Vgl. dazu L. Berger, Die Ausgrabungen am Petersberg in Basel, Basel 1963.

14 Früher Imbergässlein 16.

15 Die beiden Pläne wurden für eine Ausstellung in der Ciba-Geigy (Eröffnung November 1980) entworfen. Vergleiche dazu auch J. Herzog und P. de Meuron, Architektonische Elemente der Stadtentwicklung Basels, Basler Stadtbuch 1974, 101 ff.

16 F. Maurer, in Kunstdenkmäler der Schweiz, Bd. V, Basel 1966, 318 ff. und 335 ff.

17 Vgl. BZ 80, 1980.

18 Hinweise auf diese Zeitstellung verdanken wir U. Giesler.

19 Siehe Anm. 16.

20 Vgl. H. Rüetschi AG, Aarau, Glocken und Glockenguss, Aarau 1934.

21 Dank dem Verständnis von Bauherr (F. Casadei) und Architekt (S. Baader) kann der besterhaltene Abguss im heutigen Kellerboden konserviert werden.

22 Eine Bestimmung der Holzarten an Hand von Holzfasern, die noch in den Ritzen erhalten waren, verdanken wir S. Jacomet.

23 Dass es sich beim Rümelinbach nicht um ein natürliches Rinnsal handeln kann, ergibt sich aus seinem unnatürlichen Verlauf quer zum Hang.

24 Akten Staatsarchiv.

25 Mitteilung F. Egger. An dieser Stelle sei dem Meister der Zunft zu Gerbern, F. Egger, herzlich für seine Unterstützung gedankt. Dank gebührt auch den Zunftbrüdern und anderen Beteiligten, die uns mündlich, telefonisch und schriftlich interessante Beiträge über das Gerbergewerbe zukommen liessen.

26 Die letzte Gerberei stand beim heutigen Arbeitsamt an der Utengasse, die «Läderstampfi» und Lohmühle lagen am Riehenteich. Wie uns Frau R. Gollier, die in diesem Betrieb aufgewachsen ist, freundlicherweise mitteilte, wurde die Gerberei 1912 aufgegeben.